

Eine „Epistemologie oder Ontologie des Geschlechts für das 21. Jahrhundert“?

Rolf Löchel

Kritik an bestimmten transpolitischen Thesen und Aktivitäten wird schon seit etlichen Jahren auch aus den eigenen Reihen laut. Insofern ist das zu besprechende Buch¹ der „öffentlich sichtbare[n], medial präsent[e] trans Person“ (155) Elisabeth Duval (geb. 2000) nicht außergewöhnlich. Allerdings wirft die junge spanische Autorin einige innovative und bedenkenswerte Überlegungen in die Debatte. Daher lohnt die Lektüre durchaus, mögen andererseits auch weniger plausible Ausführungen und ein gewisser nicht nur intellektueller Narzissmus der Autorin in Kauf zu nehmen sein.

Vorweg sei erwähnt, dass eine ans Ende gestellte anonym verfasste „Editorische Notiz“ (229) darüber informiert, dass der vorliegende Band in verschiedener Hinsicht von dem 2021 unter dem Titel *Después de lo trans* erschienenen Original abweicht. Denn „[f]ür die deutsche Übersetzung hat Elisabeth Duval den gesamten Text – v.a. dort, wo er konzentriert war auf den spanischen Kontext und seine Protagonisten – umfassend bearbeitet, ergänzt und teils gekürzt“ (ebd.). So wurden ein Kapitel über die „spanische trans Künstlerin“ La Veneno sowie der e-mail-Wechsel der Autorin mit Paul B. Preciado gestrichen. Neu aufgenommen wurden hingegen je ein Kapitel über ein Buch der genderkritischen Feministin Kathleen Stock und eines über die Journalistin Abigail Shrier sowie ein „Vorwort zu den internationalen Ausgaben“ (11–22), in dem die Autorin einige zentrale Thesen vorwegnimmt, sich aber auch schon einmal verrennt.

So behauptet Duval hier etwa, Angriffe auf trans Personen² seien ohne Menschen wie J.K. Rowling und Kathleen Stock oder Abigail Shrier nicht zu verstehen (vgl., 11), womit sie eine Mitschuld der Genannten an Hassverbrechen gegen trans Personen insinuiert. Weiter erklärt sie zwar, „Vorbehalte



gegen die Verabschiedung eines Trans-Gesetzes“, müssten nicht unbedingt von „gewalttätigen und hasserfüllten Menschen“ gehegt werden, die „aus einer zutiefst von Angst getrüben Perspektive“ vorgetragen werden und sich nicht weniger als die „Ausrottung von trans Menschen wünschen“ (12). Es sei vielmehr „sicher, dass es Menschen mit Bedenken und guten Absichten sogar unter denen gibt, die sich trans von der Angst her nähern“ (13). Die Möglichkeit rationaler und sachlicher Kritik an transaktivistischen Auffassungen und Bestrebungen zieht Duval zumindest hier nicht in Betracht. Stattdessen psychologisiert sie gender-kritische Menschen als ängstliche Personen.

Derlei Ausführungen spannen die Erwartungen an den vorliegenden Band zunächst einmal nicht allzu hoch. Auch lässt die Ankündigung in den Prolegomena (23–32), „[a]uf den folgenden Seiten gibt es Randbemerkungen, Notizen, theoretische Auseinandersetzungen – und jede Menge kochende Wut“ (24) nicht eben auf Sachlichkeit hoffen, die denn tatsächlich auch immer wieder getrübt wird, u.a. durch Duvals Neigung zu Superlativen. Doch wäre es ein Fehler, das Buch bereits nach den ersten Seiten aus der Hand zu legen. Bietet die weitere Lektüre doch einige interessante und anregende, wenn nicht überzeugende, in jedem Fall aber originelle Überlegungen.

Ein starkes Argument, das sie bereits im Vorwort formuliert, besagt etwa, dass „die Rede von Wahlfreiheit und Selbstbestimmung [...] Geschlecht als soziale Tatsache und System [verschleierte]“ (16). Außerdem, und das ist dann schon fragwürdiger, spiele sie denjenigen in die Hände, die Duval als „transausschließende Reaktion“ (ebd.) brandmarkt, womit Menschen gemeint sind, die einen gender-kritischen Feminismus vertreten.

¹ Duval, E., *Nach Trans. Sex, Gender und die Linke*. Aus dem Span. v. Luisa Donnerberg. Klaus Wagenbach, Berlin 2023, 237 S., br., 18 €

² Erläuterung zu den von mir verwendeten Schreibweisen Transfrau und Transmann, aber trans Person. Ich verstehe Transfrauen nicht als Frauen, die eine bestimmte Eigenschaft haben, nämlich die trans zu sein (dann wäre trans Frau die zutreffende Bezeichnung), sondern als eine andere geschlechtliche Kategorie. Entsprechendes gilt für Transmänner. Trans Personen sind hingegen Personen, die (analog zu männlichen oder weiblichen Personen) eine bestimmte (geschlechtliche) Eigenschaft haben; in ihrem Fall, die trans zu sein. Die Menge der Transfrauen ist also nicht eine Teilmenge der Frauen, sondern eine andere. Auch überschneiden sich beide nicht. Damit unterscheidet sich das in diesem Text vertretene Verständnis von der Auffassung Duvals, die die Schreibweise „trans Frau“ etc. bevorzugt, da ihr zufolge „eine trans Frau zu sein impliziert, eine Frau zu sein, aber eine Frau zu sein ist nicht dasselbe, wie eine trans Frau zu sein, denn die erste Haupt-Kategorie wird durch die zweite modifiziert“ (83). Daher könne „der Begriff trans nur als Adjektiv Sinn ergeben“ (111).

Duval verweist im Vorwort nicht nur auf ihre Hauptthesen, in ihm treten auch bereits einige persönliche Eigenarten der Autorin wie in einem Brennglas hervor. Zwar sollten diese in einer Auseinandersetzung mit ihrem Buch eigentlich keine Rolle spielen. Doch thematisiert die Autorin sich immer wieder selbst mit privaten Offenbarungen. Was tut es etwa zur Sache und wen sollte interessieren, dass sie das Buch geschrieben hat, „weil ich nie biologische Mutter sein werde“ (24), oder dass sie während der Niederschrift gemeinsam mit ihrer Freundin „ein paar idyllische Spätsommertage, die genauso als Szenen in irgendeinem verlorengegangenen Film aus Rohmers Zyklus der *Moralischen Erzählungen* vorkommen könnten“ (115), verbringt. Anders als zuvor erklärt sie nun zudem, sie habe das Buch auch „als Übung in Empathie und aufgrund einer gewissen historischen Schuld“ geschrieben, aber „vor allem, damit Sie mich in Ruhe lassen. [...] damit Sie mich endlich nicht mehr zu Trans-Themen befragen, liebe Leser, damit weder Sie noch irgendwer sonst mich noch einmal fragt, was ich unter trans verstehe, oder um meine Einschätzung zu tausend Debatten bittet, die mich nicht interessieren“, und sie nach Fertigstellung des Buches endlich „unbeschwert über das schreiben kann, worüber ich wirklich schreiben möchte“ (ebd.).

Was immer Duvals Gründe dafür gewesen sind, das Buch zu schreiben, wie sie dem „liebe[n] Leser“ mitteilt, verfolgt sie mit ihm jedenfalls das „Ziel“, „bezüglich des Begriffs trans in so viele Richtungen wie möglich zu denken“ (60), indem sie „den Begriff trans [...] ausarbeite[t], diskutiert, immer weiter dehnt und schaut, ob er die Spannung aushält“ (64), um schließlich „eine kohärente Theorie von Geschlecht“ sowie eine ebenso „kohärente Post-Trans-Theorie dessen [zu] entwickeln, was eine Epistemologie oder Ontologie des Geschlechts für das 21. Jahrhundert sein könnte“ (32). Das ist wahrhaftig ein „ambitioniertes“ Unterfangen. Allerdings entlastet sie sich sogleich mit der Bemerkung, dass es nicht etwa nur ihr, sondern grundsätzlich „unmöglich“ sei, dabei „vollständig erfolgreich zu sein“. Daher will sie wenigstens „philosophische und begriffstheoretische als auch politische und soziologische [...] Debatten [anregen]“ (ebd.).

Des Weiteren erklärt sie in den Prolegomena, dass und warum sie „die Schnauze voll von trans“ (23) hat, und räumt ein, dass sie sich „nicht besonders ausgiebig mit Gender [beschäftigt]“ (24) hat. Dennoch zeigt sie sich im Haupttext überzeugt, „dass ich einiges über die Begriffe Geschlecht, Gender und trans zu sagen habe und dass ich eine Menge zu den gegenwärtigen Debatten beitragen oder auf Ansätze hinweisen kann, auf die bisher meines Erachtens nicht genug hingewiesen wurde, dass ich Perspektiven ergänzen oder auch ein bisschen provozieren kann“ (107).

Den Prolegomena schließen sich sechs Kapitel an, die nicht wirklich aufeinander aufbauen und somit auch jeweils für sich gelesen werden können. Beschlossen wird der Band durch einen Epilog, in dem die Autorin einen „politisch-moralischen Vorschlag“ (217) unterbreitet.

Im ersten der sechs Abschnitte eröffnete Duval unter der Überschrift „Erwerb und Selbstbestimmung des Geschlechts“ einige ihr zufolge „beim Thema trans [...] verbotene Debatten“ (33). Eine ihrer hier ausgeführten Thesen ist durchaus triftig. Sie besagt, dass es keineswegs „schon immer trans Menschen gab und wir uns ihrer Existenz bloß noch nicht bewusst waren“, sondern „dass sich Geschlechtercodes und mit ihnen die Struktur, innerhalb derer sie erlernt werden, gelockert haben“. Dies, so führt sie weiter aus, sei auch der Grund, weshalb sich „in der westlichen Welt“ immer mehr Menschen zu trans Personen erklären. Ohne eine „Androgynisierung“ (47) der Gesellschaft sei die zunehmende Anzahl von trans Personen nicht möglich. Menschen, die früher ein Leben als „Butch-Lesben“ führten, könnten beispielsweise erst heute „eine andere, vollkommen zulässige Daseinsform als trans Mann finden“ (48).

Ebenfalls nachvollziehbar ist ihre Kritik am „Gender-Neuplatonismus“, der „gewissermaßen davon ausgeht, dass der Körper das Gefängnis der Seele ist“, weshalb „bei trans Menschen“ der biologische Körper dem seelischen Geschlecht „angepasst werden muss“, „und zwar so früh wie möglich“ (36). In diesem Zusammenhang äußert sie auch einige „kritische Bemerkungen zum voluntaristischen Diskurs [...], der nicht ganz uneigennützig eine vermeintliche *Selbstbestimmung des Geschlechts* behauptet“ (30). Dabei betont sie, dass der „Begriff Geschlecht äußerst komplex“ sei und ein „Erklärungsmodell, das die Existenz eines sozialen Geschlechts leugnet und Geschlecht rein biologisch verortet, [...] ebenso wenig haltbar [sei] wie eines, das *sex* und *gender* – biologisches und soziales Geschlecht – strikt miteinander gleichsetzt“ (43). Allerdings ließen sich „wissenschaftliche Erkenntnisse³ und die These vom Geschlecht als sozialer und kultureller Struktur [...] durchaus miteinander versöhnen“ (46). Denn selbst die „unbewusste“ geschlechtliche „Identitätsbildung“ sei nicht ausschließlich „soziokulturell vermittelt“, vielmehr seien zu meist „auch Biologie und Genetik auf eine schwer zu quantifizierende Weise beteiligt“ (ebd.). Darum „glaubt“ Duval auch „nicht an so etwas wie die Selbstbestimmung des Geschlechts“ (49). Vielmehr werde „das Geschlecht maßgeblich von einer dem Subjekt fremden Bestimmung geprägt“ (54). Es sei daher „nie selbstbestimmt“ (ebd.) und „ein Individuum“ sei „nicht automatisch eine Frau, weil es sich als Frau begreift oder definiert“ (53). Hinsichtlich seines Geschlechts sei ein Individuum vielmehr nur in dem einen Sinn frei, dass es ihm möglich ist „zu analysieren, was sein Geschlecht konstituiert hat, und zu erkennen, was diese Konstitution bestimmt hat“ (56).

Im anschließenden Kapitel befasst sich die Autorin mit transgeschlechtlicher Identitätspolitik und der Linken. Sie hält fest, dass es problematisch ist, wenn in einer Diskussion oder einem Diskurs die Identität, für die eine Person steht (oder die ihr zugeschrieben wird), wichtiger wird als das, was sie sagt. Ge-

³ Gemeint sind offenbar Erkenntnisse der sogenannten harten Wissenschaften, namentlich der Humanbiologie.

nau das aber geschehe „im Fall von trans“ (61). Nicht nachvollziehbar ist aber ihre Behauptung, dass „die einzige Lösung und der einzige Weg sowohl für die Probleme der Linken als auch für den Feminismus und für trans [...] über ein Gefühl geteilter Loyalität [führt]“ (74). Hierzu sind deren jeweilige Interessen in weiten Teilen einfach zu verschieden, wenn nicht gar gegenläufig. Ganz abgesehen davon, dass es den (einen) Feminismus nicht gibt und ‚die Linke‘ ein überaus unbestimmter Begriff ist.

Noch fragwürdiger sind Duvals Ausführungen über die „trans-ausschließende Reaktion“ (passim), die versucht, den „Ausschluss von trans Frauen aus der Kategorie der ‚Frauen‘ [zu] begründen“ (79). Während die Autorin diesen denunziatorischen Kampfbegriff ständig im Mund führt und ihm sogar einen eigenen Unterabschnitt gewidmet hat (vgl. 75–83), geißelt sie die weit neutralere Bezeichnung „Transaktivismus“ als „tendenziös“ (75) und erklärt den Transaktivismus zu einem bloßen „Gespenst, von dem die trans-ausschließenden Gruppen so aufgeregt reden“ (207). Dabei lässt sich tatsächlich sogar von Transismus sprechen, eine Bezeichnung, die neben den Aktivitäten auch die ihnen zugrundeliegenden Theorien und Ideologien umfasst. Den Begriff „trans-ausschließende Reaktion“ versucht Duval mit der Behauptung zu rechtfertigen, dass diese „Bewegung [...] aufgrund ihrer Allianzen zu Recht als Reaktion oder reaktionär bezeichne[t]“ (76) werden könne, womit die Autorin auf das Konzept der Kontaktschuld setzt. Außerdem sei die „trans-ausschließende Reaktion [...] ähnlich strukturiert wie andere reaktionäre Strömungen oder rechts-extreme Bewegungen“ und auch ihre „Methoden ähneln“ denjenigen „reaktionärer Strömungen oder rechtsextremer Bewegungen“ (14).

Damit geht Duval über den Vorwurf der Kontaktschuld hinaus und rechnet den genderkritischen Feminismus, auf den der Ausdruck „transausschließende Reaktion“ zielt, kurzerhand selbst zu den „reaktionären Strömungen oder rechts-extremen Bewegungen“. Als feministisch will Duval ihn nicht gelten lassen, weil seine von Duval nicht belegte „moralische Abscheu gegenüber trans Menschen viel mehr mit reaktionären Vorurteilen zu tun hat als mit irgendeinem zutiefst feministischen Ideal“ (76f). Tatsächlich habe der genderkritische Feminismus „sowohl die feministische Bewegung als auch die feministische Theorie und die Kämpfe des Feminismus auf nicht wiedergutmachende Weise befleckt“ (77). Da Duval zufolge Positionen, die „trans Frauen aus der Kategorie der ‚Frauen‘“ (79) ausschließen, nicht feministisch sein können, lehnt sie folgerichtig die von transistischer Seite auf genderkritische Feministinnen gemünzte Beleidigung TERF (trans excluding radikal feminist) ab.

Auch Duvals Argumente zum „Geschlecht als System“ (83) sind nicht eben nachvollziehbar. Zunächst behauptet sie, „dass es sich bei der Kategorie ‚biologisches Geschlecht‘ [...] weder um eine objektive Realität wie die des Körpers noch um ein schlichtes Bild ohne jedwede Verzerrungen handelt“ (97). Sodann versucht sie sich unter Berufung auf Cynthia Kraus

an einem vierstufigen und somit verkappten Syllogismus, der sich allerdings als merkwürdige Form eines Paralogismus entpuppt:

- „1. Es gibt biologische Unterschiede zwischen den biologischen Geschlechtern,
2. aber diese Unterschiede sind unerheblich,
3. weil die Unterschiede innerhalb eines biologischen Geschlechts genauso gewichtig wie oder noch gewichtiger als die Unterschiede zwischen den beiden biologischen Geschlechtern sein können.
4. Schlussfolgerung: Die Biologie des Geschlechts [sex] ist sehr viel formbarer als die Gender-Politik.“ (85)

Wie die Conclusio aus den Prämissen folgen soll, bleibt schleierhaft. Jedenfalls „existiert“ Duval zufolge „der Körper“ zwar „als gegebene objektive Tatsache“ und „ist in der Realität schon präexistent“; das „biologische Geschlecht“ aber „[funktioniert] anhand von konstruierten sozialen Assoziationen und Konventionen“ (86). Dass die „Fähigkeit, Kinder zu gebären [...] historisch gesehen stets dem weiblichen Subjekt zugeschrieben wurde, das man wiederum mit einem biologisch weiblichen Geschlecht in Verbindung brachte“, sei etwa nichts weiter als „eine Konstruktion [...], die auf der biologischen Unterscheidung zwischen verschiedenen Körpern fußt“, mithin also „eine Unterscheidung, die keine natürliche Realität des Körpers darstellt“ (87). Überhaupt behauptet Duval grundsätzlich die „Nichtexistenz einer natürlichen Realität des Körpers“⁴ (ebd.). Statt von weiblichen oder Frauenkörpern spricht sie auch lieber von „Körper[n], die als biologisch weiblich kategorisiert“ (89) werden. Somit gilt ihr die „Unterdrückung“ von Frauen als „Folge einer historischen Konvention, die dazu führt, dass eine Vielzahl von Körpern so vergeschlechtlicht wird, dass sie der Kategorie Frau angehören“ (93f).

In dem als „Disput“ verfassten 4. Kapitel (117–152) setzt sich Duval mit einigen Werken ihres bekannteren Landsmanns und Kontrahenten, Paul B. Preciado, kritisch auseinander. Preciado – gleichfalls eine trans Person – positioniert sich innerhalb der Queer Theorie. Duvals partiell harsche Kritik richtet sich einmal v.a. gegen den illusorischen Charakter der von ihm entworfenen queerer Emanzipationspolitiken: „Sosehr Körper auch begehren mögen, das Begehren an sich schafft die Unterdrückung nicht ab“ (128). Zum anderen kritisiert Duval entschieden Preciados These vom Ende der Geschlechterdifferenz: „Nichts weist darauf hin, dass das System der Geschlechterdifferenz in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren verschwinden wird. Preciados Annahmen sind übertrieben optimistisch und haben nicht sonderlich viel mit der Realität zu tun [...] (151)

Im nächsten Kapitel wendet sich Duval unter der fragenden Überschrift „Um wen und was geht’s im Feminismus?“

⁴ Das steht zumindest in einem gewissen Spannungsverhältnis zur kurz zuvor von Duval konstatierten Präexistenz des Körpers.

(153) einer Variante des philosophischen Feminismus in Spanien und Abigail Shriers Band *Irreversible Damage* zu (174–182), bei dem es sich um „kein argumentativ überzeugendes Buch, sondern [um] ein Pamphlet“ (15) handele. Interessanter ist Duvals im gleichen Kapitel geführte Auseinandersetzung mit Kathleen Stocks *Material Girls*⁵ (158–173), dessen Autorin sie als „strukturierte und ernsthafte Denkerin“ (159) anerkennt, deren Kritik „wirklich an die Substanz geht“ (158). Daher möchte sie mit Stock im Rahmen einer „kritischen und gemäßigten Debatte“ „einen ernsthaften, friedlichen Dialog“ (31) führen. Zumal deren „Kritik an trans [...] zum Ernsthaftesten und Fundiertesten in dieser Hinsicht gehört, und ihre Argumentation [...] wesentlich feinsinniger als die von anderen in ihrem Umkreis [ist]“ (158).

Zu Beginn ihrer Auseinandersetzung mit Stock weist Duval auf Gemeinsamkeiten zwischen ihren eigenen und verschiedenen Thesen Stocks hin. So sei Stocks „Begriff der Identifikation“ „das beste Modell, um über trans zu sprechen“ (167f). Stocks „Kategorisierung verschiedener feministischer Strömungen“ sei ebenfalls „nicht vollständig falsch“ (167). Sie unterscheide „treffsicher zwischen dem traditionellen Radikal-feminismus und *genderkritischen* Feministinnen“ (167). Des Weiteren stimmt Duval Stock darin zu, dass „weniger akademische (hohe) Theorie, mehr akademische Daten [...] verwendet“ (173) werden sollten. Stock kritisiere überdies zu Recht, dass Identitäten wie *demifluid* und *pangender* „schlicht unverständlich [sind], weil bei ihnen Kategorien in Bezug auf Geschlecht angewendet werden, die dem Konzept Geschlecht völlig fremd sind“ (163). Auch zeigt sie sich weitgehend mit Stocks kritischen Ausführungen über die „Zunahme alternativer Identitäten im Rahmen queer-theoretischer Überlegungen“ einverstanden. Allerdings kritisiert Duval, dass Stocks Argumente den Anschein erweckten, „als ob nur trans Menschen den Prozess der Identifikation durchlaufen oder vom Prozess der Identifikation geprägte Identitäten haben – und der Rest der Bevölkerung wäre frei von solchen Identifikationsprozessen“ (164).

Hingegen räumt Duval ein, dass sich geschlechtliche Identitäten, wie von Stock behauptet, im Laufe eines Lebens „verändern, wandeln“ (ebd.) können. Mit Stocks Plädoyer dafür, dass Minderjährigen nicht gestattet werden solle, „ihre Fertilität und Gesundheit betreffende Entscheidungen über Blocker, Hormone oder chirurgische Eingriffe [zu] treffen“ (Stock, 169 zitiert nach ebd.), ist sie allerdings nicht einverstanden, da dies „das Leid und den Schmerz, der entstehen kann, wenn solche Entscheidungen verboten werden“ (ebd.), ignoriere. Und da hat Duval tatsächlich einen Punkt. Denn sowohl die von den Betroffenen gewünschten operativen Eingriffe auszuführen, wie auch sie ihnen zu verweigern, kann dazu führen, dass sie Leid erfahren. Ein wohl kaum aufzulösendes Dilemma.

Anders sieht es mit einer weiteren Kritik an Stock aus. Zunächst führt Duval aus, ihre Kontrahentin behaupte, „dass es sich bei den Kategorien trans Frau, trans Mann, Frau und Mann um vier verschiedene Kategorien mit verschiedenen Zugehörigkeitsbedingungen handele und dass, wer zur Kategorie trans Frau gezählt werde, weder automatisch zur Kategorie Frau gehöre noch von der Kategorie Mann ausgeschlossen sei. Und genauso verhalte es sich bei trans Männern“ (165). Tatsächlich aber spricht Stock nicht von verschiedenen Kategorien, sondern von verschiedenen Konzepten und statt von Zugehörigkeitsbedingungen von Zugehörigkeitskriterien (vgl., Stock, 216). Wichtig ist dabei v.a. der Unterschied zwischen Konzept und Kategorie, denn er macht Duvals Einwand hinfällig, der argumentiert, „dass die Unterschiede innerhalb einer Kategorie so groß sind, dass beispielsweise zwei der Kategorie trans Frau zugeordnete Menschen nur wenig oder fast keine gemeinsame Erfahrung teilen, die über die erste Geschlechtszuordnung und, wenn überhaupt, über ein paar historisch bedingte und einer bestimmten Zeit zugeordnete Rollen hinausginge“ (ebd.).

Die vielleicht wichtigste an Stock geübte Kritik betrifft aber deren Feminismusverständnis, dem zufolge Feminismus sich für die Emanzipation und Gleichberechtigung von Frauen einsetzen solle und nicht für alle Übel dieser Welt zuständig sei. Wie Duval polemisch formuliert, soll Feminismus ihrer eigenen Auffassung zufolge gegen „ein politisches Projekt globaler Transformation sein und nicht nur eine Strategie des Lobbyings für ein paar Frauenrechte beziehungsweise für die Rechte von ein paar Frauen“ (170). Nun können sich natürlich auch feministische Menschen für die Rechte anderer Gruppen, für Tierrechte sowie für Klima- und Umweltschutz oder gegen Rassismus etc. einsetzen (und ebenso wie alle anderen sollten sie es wohl auch tun). Allerdings nicht aus einer genuin feministischen Motivation heraus. Zudem kann eine feministische Person die Zeit und Energie, die sie für all die anderen Belange einsetzt, nicht für Frauen und deren spezifische Rechte und Interessen aufwenden.⁶ Zudem perpetuiert Duvals Ansinnen an den Feminismus implizit die alte Vorstellung, Frauen sollten sich nicht (nur) um sich selbst kümmern, sondern (v.a.) um die Sorgen und Nöte aller Menschen, so wie sie schon immer die Care-Arbeit in Gesellschaft und Familie zu leisten hatten.

Beschlossen wird das Buch mit einem Kapitel, dessen Überschrift dem gesamten Band als Titel dient: *Nach Trans*. Hier behauptet Duval die „Unmöglichkeit“, den „Kampf“ der „Trans-Community von einer Bewegung mit so viel Agitationspotenzial wie dem Feminismus zu trennen“ (206f), und kehrt damit die unterschiedlichen und einander in bestimmten Punkten widerstreitenden Interessen etwa von Frauen und

⁵ Zu Kathleen Stocks *Material Girls* vgl. Löchel, R. 2022, Kathleen Stock – „Warum die Wirklichkeit für den Feminismus unerlässlich ist“. *Sexuologie* 29 (3–4), 181–183.

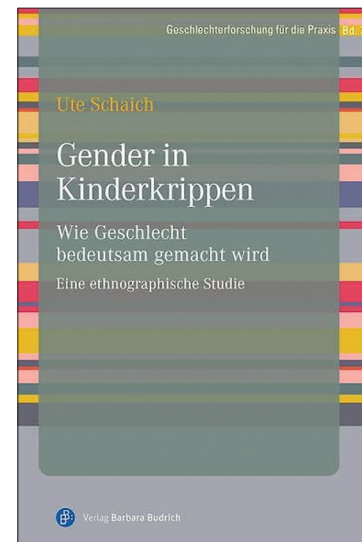
⁶ Spezifisch bedeutet hier nicht, dass Frauen jeden Alters und jeden Standes überall auf der Welt und über alle Kulturen hinweg völlig identische Interessen und Belange haben (solche gibt es natürlich auch), sondern dass sie jeweils spezifische Interessen haben, die anders sind als diejenigen anderer Mitglieder ihrer jeweiligen Gesellschaft, ihrer Alterskohorte etc.

Transfrauen, aber auch zwischen beiden und Transmännern unter den Tisch. Wenn sich ihr Ansinnen nicht gar als Funktionalisierung oder Indienstnahme des Feminismus bezeichnen lässt. Denn Duval liefert nicht etwa eine inhaltliche Begründung, sondern eine strategische, nämlich die, dass der Feminismus ein großes „Agitationspotential“ (206) besitze.

Hat sich Duval zu Beginn des Buches noch positiv auf die Existenz eines „Kollektivs der trans Menschen“ (14) bezogen, so konstatiert sie später, „der Begriff trans“ sei nicht in der Lage, ein demografisch oder soziologisch kohärentes Kollektiv zu beschreiben“⁷ (111). Im abschließenden Kapitel stellt sie nun zunächst eine „Zukunft der Trans-Community“ in Frage und bestreitet sogar noch auf der gleichen Seite zwar nicht die Existenz eines Kollektivs der trans Menschen, wohl aber diejenige einer Trans-Community und erklärt apodiktisch: „Die Trans-Community existiert nicht“ (207). Daher mache sie sich für „eine *Post-Trans*-Theorie von trans als (streng adjektivisch verstandenem) Begriff“ (ebd.) stark, dem zufolge „Trans [...] weder eine Identifikationskategorie noch ein Etikett für eine Positionierung innerhalb des Systems [bildet], das wir als *Geschlecht* bezeichnen“, sondern vielmehr „der Signifikant einer Bewegung innerhalb dieses Systems“ (211) sei.

Duval hat sich mit dem vorliegenden Buch viel vorgenommen und will in ihm sozusagen auf allen geschlechter-, gender- und transtheoretischen Hochzeiten von einst und heute tanzen. Stringente Argumentationsketten zu entwickeln ist dabei nicht immer ihre Sache. Vielmehr lässt sie sich immer wieder von allerlei Assoziationen, Nebenwegen und -gedanken ablenken. Sie selbst spricht von einer „mehr oder weniger abgeschlossene[n] zirkuläre[n] Bewegung in der Argumentationsstruktur dieses Buches“ (105), womit sie nicht weniger als einen grundlegenden *Circulus vitiosus* ihrer Argumentation einräumt. Auch bleibt sie oft im allzu Ungefähren. Dennoch bietet sie die eine oder andere bedenkenswerte Überlegung, etwa zur Frage der Selbstbestimmung des Geschlechts. Konsensfähig ist auch ihre Kritik an der überbordenden Zunahme immer neuer weiter ausdifferenzierender Bezeichnungen für die scheinbar ins Unendliche ansteigende Zahl verschiedener geschlechtlicher Identitäten. Ob der essayistische Band im (sexual-)wissenschaftlichen Diskurse zum Thema eine größere Rolle spielen wird, mag allerdings dahingestellt bleiben.

⁷ Allerdings meint Duval mit dem Begriff „Kollektiv“ offensichtlich eine soziale/soziologische Kohorte. Denn sie fährt mit Transsexuelle betreffenden Statistiken fort und schließt: „Ich fände es schön, wenn mir jemand erklären könnte, warum es aus soziologischer und statistischer Sicht sinnvoll sein soll, all diese Menschen in einen Topf zu werfen“ (112).



Ute Schaich

Gender in Kinderkrippen: Wie Geschlecht bedeutsam gemacht wird. Eine ethnographische Studie

Verlag Barbara Budrich 2023

180 Seiten, kt., 28 €

Wie gestalten sich Genderprozesse in Kinderkrippen, also in der Arbeit mit Kindern in den ersten drei Jahren? Während zu geschlechtsbezogenen Themen in frühpädagogischen Kontexten mit über dreijährigen Kindern etliche Untersuchungen vorliegen, ist Gender in Krippen ein Forschungsfeld, das bisher wenig bearbeitet wurde. Das Buch bietet einen Einblick, wie unterschiedlich Geschlecht in den alltäglichen Interaktionen zwischen Kindern, Eltern und Fachkräften relevant gemacht wird, wie sich Verknüpfungen zu weiteren Differenzlinien darstellen und welche Bedeutung die Materialausstattung hat. Es werden Perspektiven für eine genderreflektierte Pädagogik und Forschung diskutiert.

Gender in Kinderkrippen: Eltern wünschen sich ein starkes und durchsetzungsfähiges Kind, egal, wie die Geschlechtszugehörigkeit ist.

Doing Gender bedeutet, dass wir Geschlecht nicht einfach haben, sondern „tun“. Die Studie berücksichtigt alle Akteurinnen und Akteure (Kinder, Fachkräfte, Eltern) sowie die materielle Umwelt in diesem ersten außerfamiliären Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsfeld. Die Erkenntnisse beziehen sich auf die Geschlechterkonstruktionen der Kinder, auf geschlechtsbezogene Aspekte der Fachkraft-Kind- und Eltern-Kind-Interaktionen, auf Zusammenhänge zwischen Körper, Differenz und Geschlecht und auf die Bedeutung der Auswahl von Mobiliar und Spielzeug. Aufgrund der gesammelten Erkenntnisse wurden Kriterien für ein genderreflektiertes Arbeiten in Krippen zusammengestellt.